



Ortsnamen in Zeit, Raum und Kultur

Die Städte Allenstein/Olsztyn
und Breslau/Wrocław

Kerstin Preiwuß

F Frank & Timme

Kerstin Preiwuß
Ortsnamen in Zeit, Raum und Kultur

Sprachwissenschaft, Band 9

Kerstin Preiwuß

Ortsnamen in Zeit, Raum und Kultur

Die Städte Allenstein/Olsztyn
und Breslau/Wrocław

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: © Wolfgang Wilhelm

ISBN 978-3-86596-368-0

ISSN 1862-6149

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2012. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Zugl. Diss. Universität Leipzig 2011

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Für J. und Th.

Sie haben die Anfänge mitbekommen und konnten das Ende dieser Arbeit nicht mehr erleben. Sie hätten sich sicher gefreut.

INHALT

EINLEITUNG	9
------------------	---

Erster Teil: Theorie

I. NAME ALS WORT	17
1. Ordnung	17
2. Bedeutung	35
3. Kontext	53
II. NAME ALS ZEICHEN	79
1. Erst- und Zweitheit des Zeichens	79
2. Drittheit	88
3. Semiose	98
III. NAME ALS ZEITZEICHEN	110
1. Die Zeit im Zeichen	110
2. Gedächtnisraum	113
3. Erinnerungsort	121
IV. NAME ALS RAUMZEICHEN	126
1. Raum als Zeichen	126
2. Zeichen im Raum	134
3. Stadtbilder	141
V. NAME ALS KULTURZEICHEN	148
1. Kulturelle Semantisierung	148
2. Machtzeichen	153
3. Kulturelle Semantisierung der Ortsnamen im deutsch-polnischen Kontaktgebiet	160
4. Metasemiose	169

VI. NAME ALS ZEIGEZEICHEN	173
1. Namen im Reiseführer	173
2. Geschichte der Reiseführer	181
3. Reiseführer als Gebrauchstextsorte	189
4. Analysekriterien	195
5. Deixis im Reiseführer	200

Zweiter Teil: Analyse

I. ALLENSTEIN – OLSZTYN	219
1. Aufbau der Semiosphäre	219
2. Allenstein als deutsche Stadt 1913–1945	221
3. Olsztyn als polnische Stadt 1945–1989	241
4. Olsztyn (Alenstein) als polnische Stadt mit deutscher Vergangenheit 1989–2010	262
5. Deixis im Reiseführer	276
II. Breslau – WROCLAW	302
1. Aufbau der Semiosphäre	302
2. Breslau als deutsche Stadt 1913–1945	309
3. Wroclaw als polnische Stadt 1945–1989	344
4. Wroclaw (Breslau) als polnische Stadt mit deutscher Vergangenheit 1989–2010	380
5. Deixis im Reiseführer	415
ZUSAMMENFASSUNG	449
VERZEICHNIS DER REISEFÜHRER	455
LITERATURVERZEICHNIS	459

EINLEITUNG

„Alle Geschichte beginnt mit dem Sichwundern über Namen“, schreibt Karl Schlögel in seiner wegweisenden Studie „Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. (Schlögel 2003, 228) Sobald aber die Geschichte einsetzt, wird der Gebrauch der Namen problematisch, denn „Namensgeschichte ist immer auch Herrschaftsgeschichte, Geschichte von Doppelherrschaft. Und wer etwas von den Reibungen von Namen und Benennungen, von der Rivalität von Namen, von der Simultanität schildern könnte, der schilderte auch ein Stück Zeit.“ (ebd., 227)

Wie das Erzählen einer Geschichte kommt auch das Miteinandersprechen nicht ohne Namen aus, nämlich der Namen für die Objekte oder Subjekte der dinglichen Welt, über die gesprochen wird. So enthält ein eben eröffnetes Gespräch neben der Frage, wer man ist, häufig auch die Frage, woher man kommt.

„Waren Sie auch in Breslau?“

„Jawohl, ich war auch in Wrocław!“

Für das eben eröffnete Gespräch wird nun aber der Name der Stadt, auf die beide Gesprächspartner sich beziehen, zum Problem. Zwar wird über dasselbe gesprochen, dieses jedoch unterschiedlich benannt. Zwar wissen beide Gesprächspartner, dass sie sich trotz unterschiedlicher Benennungen über dieselbe Stadt unterhalten, ihre unterschiedliche Benennung bietet jedoch sofort Anlass für Spekulationen, die weit über die Identifizierung der Stadt hinausweisen. Die ursprüngliche Identifikationsleistung, nämlich sich über seinen Namen gemeinsam auf ein Objekt zu beziehen, gerät dabei zum Politikum. Für einen glücklichen Fortlauf des Gesprächs kann das zum Problem werden bzw. sogar für dessen Abbruch sorgen, denn wenn sich die Gesprächspartner zwar miteinander in einer Sprache verständigen, sich dabei jedoch nicht gemeinsam über einen Ort austauschen können, weil die Basis dafür, sein Name, nicht selbstverständlich ist, droht das Gespräch angesichts des Klärungsbedarf, wie die Stadt denn nun richtig heißt, zu scheitern.

Betrachtet man unter dieser Voraussetzung die bis heute fortdauernden Diskussionen und Debatten über die ‚richtige‘ Bezeichnung von Städten in sprach-

lichen Kontaktgebieten, wird ersichtlich, inwieweit Namen in der Kommunikation zum Politikum geraten können. „Es ist ein semantischer Code, an dem man Haltungen erkennen, Ressentiments oder den Kampf dagegen ablesen kann. Jeder Name meint etwas anderes, meist eine andere Generationenerfahrung“. (ebd.) Der Gebrauch der Ortsnamen dient daher nicht nur der Identifikation von Städten im geographischen Raum, sondern ist gleichzeitig Zeichen von Einstellungen, Identitäten, Erinnerung, und kann Ausdruck der Macht sein, die eine Gruppe oder Kultur über eine andere ausüben will.

All diese Facetten offenbaren einen kultursemiotischen Horizont, der sich um ihren Gebrauch in der Kommunikation etabliert, „im Sinnbild der Namen also: das unauflösliche Ineinander von Vergangenen, scheinbar Abwesendem und real Präsentem“. (Bering 2001, 270)

Der Gebrauch des Namens in der Kommunikation kennt viele Perspektiven und ebenso viele Probleme. Er wird relevant in Arbeiten zum Gedächtnis einer wie verschiedener Kulturgemeinschaften, in Fragen zur Identität, der Raumgeographie, der sozialen Benachteiligung etc. Darin ist er global, ein „Kampf um Namen“ findet in Europa genauso statt wie in Übersee, man denke an den Dissens zwischen Griechenland und Makedonien: Weil Griechenland nicht mit dem Landesnamen seines Nachbarstaates einverstanden ist, boykottiert es die Aufnahme Makedoniens in die EU. Die Gründe dafür liegen in einem Identitätsverständnis beider Länder, wonach „Makedonien“ als Heimat Alexanders des Großen für beide Staaten einen historischen Bezugspunkt ihrer Nationalität darstellt.¹

In der vorliegenden Arbeit geht es jedoch nicht um Makedonien, sondern um das deutsch-polnische Kontaktgebiet und „seinen“ Kampf um Namen. Welcher Unterschied besteht zwischen „Breslau“ und „Wrocław“? Ein Wort genügt hier bereits, um eine hochemotionale Debatte anzustoßen, die sich um die richtige Benennung doppelt codierter Städte dreht, um Ressentiments und Besitzansprüchen das Feld zu überlassen. Ortsnamen sind immer eine Schnittstelle zwischen der Welt und der Bezeichnung der Welt durch die Sprache. Wer über den Na-

¹ Vgl. eine ganzseitige Anzeige des *World Council of Hellenes abroad* in der F.A.Z. vom 2. April 2008, die die Makedonienfrage aus griechischer Perspektive verhandelt und davon den Beitritt Makedoniens zu EU und NATO abhängig macht.

men verfügt, verfügt auch über den Gegenstand, den er bezeichnet, und damit über einen Ausschnitt der Welt.

Eine Klärung der Bedeutung, die Namen im kommunikativen Gebrauch annehmen können, und der Abhängigkeit dieser Bedeutung von außersprachlichen Kategorien wie Zeit, Raum, Kultur zur Ermittlung ihrer Gebrauchsgeschichte ist daher unumgänglich. Die Arbeit gliedert sich dafür in zwei Teile, einen theoretischen und einen analytischen. Im theoretischen Teil werden zuerst die wissenschaftlichen Ansätze, die für die Untersuchung des Namens im kommunikativen Gebrauch hilfreich sind, dargestellt. In „Name als Wort“ wird ausgehend von einer „engen“ Betrachtung auf die *sprachlichen* Eigenschaften des Namens eingegangen. In „Name als Zeichen“ wird die Frage nach der Bedeutung auf eine zeichentheoretische Ebene gehoben, die Eigenschaften des Namens *als Zeichen* stehen hier im Mittelpunkt. Das Namenzeichen wiederum bildet den Ausgangspunkt zur Untersuchung der außersprachlichen, auf den Gebrauch aber stets einwirkenden Kategorien von Zeit, Raum und Kultur. Kultur bildet dabei am Ende dieser Kette die Superkategorie, die alle anderen Ansätze einschließt und zugleich als fächerübergreifende kulturwissenschaftliche Denkweise die verschiedenen wissenschaftlichen Zugänge als unterschiedliche Perspektiven auf das Verständnis der Namen versteht. Dieser weite kulturesemiotische Ansatz bietet die Möglichkeit, den Gebrauch der Namen nicht nur als sprachliches Phänomen, sondern auch in seiner Kulturalität zu erfassen. Was für diese Arbeit interessiert, ist die Bedeutung, die einem Namen von der ihn gebrauchenden Kultur über eine bestimmte Zeit für einen bestimmten Raum verliehen wird, der gleichzeitig von zwei Kulturen codiert wird. Möglicherweise kommt es dabei innerhalb der Arbeit zu thematischen Überschneidungen. Dies ist als notwendige Begleiterscheinung der Betrachtung eines Gegenstandes aus verschiedenen Perspektiven zu verstehen und demonstriert gleichzeitig, dass das Name-Gegenstand-Modell in Bezug auf den Gebrauch in der Kommunikation weniger durch logische Exaktheit, als durch gleitende Übergänge und eine Unabgeschlossenheit der Bedeutung (Warnke 2007, 11) gekennzeichnet und damit als diskursiv zu verstehen ist.²

² Vgl. Warnke (2007, 11): „Die Ambiguität des Diskursbegriffs selbst impliziert also bereits eine Ablehnung strikter Gegenstandsbegrenzungen, womit bereits abstrakt der zentrale Impuls für sprachwissenschaftliche Arbeiten benannt ist. [...] *Diskurs* ist mithin ein alles andere als

Innerhalb dieser diskursiven Vorgehensweise einer ihren Gegenstand umkreisenden Bewegung wird mit der Wiederholung des für die Untersuchung wesentlichen Dialogs „Waren Sie auch in Breslau? – Jawohl, ich war auch in Wrocław!“ eine Konstante geschaffen, die die verschiedenen Perspektiven auf der Ebene des wissenschaftlichen Textes anaphorisch miteinander verknüpft und so zum Leitmotiv des Textes wird.

Mit der Wahl von Reiseführern für die Städte Allenstein/Olsztyn und Breslau/Wrocław als zu untersuchendes Textkorpus setzt der analytische Teil der Arbeit ein. Ein Vergleich der Reiseführer beider Städte auf synchroner wie diachroner Ebene hinsichtlich ihrer Struktur und der inhaltlichen wie strukturellen Veränderungen im Laufe der Geschichte des 20. Jahrhunderts offenbart das über den Reiseführertext hergestellte Stadtbild in seiner Perspektivität und die unterschiedlichen Bedeutungen, die der Name als Titel des Reiseführers in sich sammelt.

Alle Geschichte beginnt mit einem Sichwundern über Namen. Das Sichwundern über Namen führt zur Erforschung der Geschichte ihres Gebrauchs und offenbart die unterschiedlichen Bedeutungen, die ein Name im Laufe seiner Gebrauchsgeschichte annehmen kann.

Es gab eine Zeit, in der ich die Fertigstellung dieser Arbeit nicht mehr für möglich hielt. Dass sie nun doch vorliegt, ist verschiedenen Menschen zu verdanken, denen ich an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte.

Ich danke meiner Doktormutter Prof. Ulla Fix sehr herzlich für ihre Geduld, ihr mir gegenüber stets ausgesprochenes Vertrauen und ihre Anteilnahme an all den Ereignissen und Texten, die nicht Teil dieser Doktorarbeit sind, als ihr Umkreis jedoch für mich immer von Bedeutung für mein Weiterarbeiten gewesen sind. Herrn Prof. Ingo Warnke danke ich für eine umstandslose Annahme des Zweitgutachtens. Herrn Prof. Michael Lentz, Herrn Prof. Hans-Ulrich Treichel und Claudius Nießen sei gedankt für die Eröffnung einer Perspektive, als es mir schwer fiel, diese für mich aufrechtzuerhalten. Prof. Nikos Psarros für Rat und Tat in allen manuskripttechnischen Belangen. Knut Littke, Tobias Schnell und

ein statischer Begriff und impliziert bei Foucault auch die etymologische Bedeutungsschicht von lat. *discurrere* »hin- und herlaufen« im Sinne eines Changierens des referentiellen Gehalts.“

Mathias Zeiske für die Mühsal des Korrekturlesens, Dr. Karin Timme für einen Platz in ihrem Verlagsprogramm und Hilfestellungen bei der Erstellung der Druckfassung.

Meiner Mutter für das Vertrauen in ihre Tochter, Tobias für die Kraft und Ruhe, die er mir gegeben hat. Ohne ihn wäre diese Arbeit noch heute Fragment.

Leipzig, im Mai 2011

Kerstin Preiwuß

ERSTER TEIL: THEORIE

I. NAME ALS WORT

1. Ordnung

Propriale Sprachzeichen

Innerhalb des Systems der Sprache bilden die Namen (*nomina propria*) einen eigenen Bereich. Mit ihrer Hilfe lässt sich die außersprachliche Realität zwar ebenso konzeptualisieren, lexikalisieren und speichern wie begrifflich durch Sachwörter (*nomina appellativa*), aber im Gegensatz zu den Sachwörtern³ gibt es bei den Namen nur einen Zugriffspfad zum benannten Objekt: Ein bestimmter Name konzeptualisiert ein bestimmtes Objekt, die Beziehung zwischen Name und Objekt ist dabei immer eineindeutig:

„Wenn das Sprachzeichen auf ein (!) bestimmtes (!) außersprachliches Objekt referiert, dann ist es ein Proprium.“ (Kalverkämper 1978, 58)

Über den Begriff */Eiche/* zum Beispiel lässt sich zwar ein bestimmter */Baum/* erfassen und von den übrigen Baumarten anhand seiner Merkmale sowohl semantisch unterscheiden als auch in das Lexikon einer Sprachgemeinschaft einspeisen und damit abspeichern, innerhalb ihrer Gattung jedoch ist eine */Eiche/* wie die andere. Die */Rostocker Friedenseiche/* hingegen ist zwar auch eine */Eiche/*, aber sie ist eine ganz bestimmte, mit einer spezifischen Geschichte und einer spezifischen Bedeutung, sogar mit einer ganz bestimmten Symbolik, die sie von allen anderen Eichen unterscheidbar macht und damit aus der unendlichen Reihe der namenlosen Eichen heraushebt. Sie unterscheidet sich hinsichtlich ihrer Bedeutung und ihrer Funktion aber nicht nur von allen anderen auf dem Gebiet der Stadt Rostock wurzelnden Eichen, sondern auch von unzähligen

³ Die Terminologie der Namen variiert: Für */Namen/* finden sich sowohl */Eigennamen/* als auch */Onyma/* als auch */nomina propria/* oder */Proprium/*, für Sachwörter ist die Bezeichnung */Gattungsnamen/* bzw. */Appellative/* häufig und hat sich in der Forschung durchgesetzt. Um den Unterschied zu den Appellativen zu kennzeichnen, spricht man von Eigennamen im Sinne von */nomina propria/*. Sonderegger (1987) spricht in seinem Aufsatz zur Bedeutsamkeit der Namen von */Namen/* und */Sachwörtern/*, in diesem Sinne gilt */Namen/* auch für diese Arbeit.

anderen existenten /Friedenseichen/ durch die Identifizierung als „Rostocker“ Friedenseiche.

Hauptfunktion der Namen ist es, „Einzellerscheinungen der objektiven Realität als solche eindeutig zu machen, benennend herauszuheben aus ihrer sonstigen Verankerung in Gegenstandsklassen und -subklassen, wodurch gerade auch das Begriffliche in der Benennung weitestgehend in den Hintergrund treten kann und in der Regel auch tritt.“ (Walther 2004, 12f.) In diesem engen Objektbezug liegen Größen und Grenzen der Namen dicht beieinander: Einerseits leisten sie eine eindeutige Identifikationsfunktion vormals beliebiger Sub- oder Objekte der außersprachlichen Realität, andererseits treten im Laufe der Zeit die ursprünglichen Benennungsmotive hinter der reinen Identifikationsleistung zurück, der Name scheint, obwohl von der außersprachlichen Realität bestimmt, als nicht mehr semantisch motiviert, quasi bedeutungslos, der Name als Wort für eine bestimmte Person oder Sache gerät zum Etikett. „Eigennamen brauchen nicht unbedingt merkmalnennend zu beschreiben, sie benennen mehr oder weniger etikettierend, nicht vorrangig analysierend.“ (ebd., 13)

Mit besagter Identifikationsfunktion ist jedoch auch eine gesellschaftliche Anerkennung verbunden, die als sprachliche Leistung des Menschen, sich über Benennungen die ihn umgebende Wirklichkeit dingfest zu machen, einzigartig ist. Wer oder was vereinzelt über seinen Namen identifiziert werden kann, ist in der Welt, wird innerhalb einer Sprachgemeinschaft anerkannt und damit für die Kommunikation erst relevant. Er oder es wird ansprechbar wie benennbar in zweifacher Hinsicht: dass sowohl *darüber* gesprochen werden kann, indem die Kommunikationsteilnehmer in einem Gespräch mit Nennung des Namens auf etwas Drittes verweisen, oder aber, dass die Kommunikationsteilnehmer selbst *angesprochen* werden und somit in die Situation einer möglichen Kommunikation gelangen, in der es ihnen überhaupt möglich ist, mittels Benennung auf Dritte(s) zu referieren. Gleichfalls wird mithilfe dieser Anerkennung durch Benennung das Benannte verfolgbar, es erhält über mediale Abspeicherungen eine schriftlich fixierte Gebrauchsgeschichte, die sich letztendlich von ihrem Träger löst und – unter Beibehaltung seiner einzigartigen Identifikationsleistung – ins kulturelle Gedächtnis einer Gemeinschaft eingehen kann. Die „Rostocker Friedenseiche“ wurde von Kaiser Wilhelm II. als Symbol für den Frieden nach dem deutschen Sieg im Deutsch-Französischen Krieg von 1871 gepflanzt. Mit der

Zeit veränderte sie jedoch ihre Bedeutung. Der ursprüngliche Benennungsgrund rückte in den Hintergrund. An seine Stelle trat eine symbolische Bedeutsamkeit, denn diese Eiche ist in den nachfolgenden Jahrhunderten für abwechselnde historische Ereignisse immer wieder als Symbol des Erinnerns genutzt worden und wird heute als Mahnmal verstanden. Die Erinnerungsbezüge haben sich damit verändert. Aus dem glorifizierenden Erinnern eines deutschen Sieges ist ein Gedenken deutscher Geschichte geworden. Die ursprüngliche Benennungsmotivation ist angesichts der sich mit der Zeit entwickelnden veränderten kommunikativen Bedürfnisse in den Hintergrund geraten. Erinnert wird nicht mehr an den Sieg von 1871, sondern an die Opfer der Weltkriege des 20. Jahrhunderts. Die „Rostocker Friedenseiche“ ist als Einzelobjekt damit zu einem Symbol geworden, dessen symbolische Bedeutsamkeit sich parallel zu den (rituellen) Kommunikations-, Gedenk- und Mahnbedürfnissen der Gesellschaft ändert.

Berücksichtigt man darum für eine erneute Definition der Namen den Unterschied von Namen und Sachwörtern als /Eigennamen/ und /Gattungsnamen/, lautet eine Definition der Eigennamen wie folgt:

„Diese sind Spracheinheiten (von einigen Namenforschern auch *onymische Lexeme* genannt), die die kommunikativ individualisierten ‚Objekte‘ – worunter nicht nur real existierende Objekte, sondern auch abstrakt definierbare ‚Erscheinungen‘, ‚Verhältnisse‘ u. ä. verstanden werden – im Vergleich zu den Gattungsnamen auf nichtbegriffliche Art benennen und identifizieren mit dem Ziel, diese von anderen Objekten und Erscheinungen derselben Art (derselben Klasse) als Einzelobjekte, als Individuen abgrenzen, zu individualisieren.“ (Šrámek 2007, 13)

Šrámek zufolge besteht trotz eines gemeinsamen Bezugssystems ein genereller Unterschied zwischen dem proprialen und dem appellativischen Bereich einer Sprache. Beide Bereiche sind elementare Bestandteile der Sprache, das heißt, Namen realisieren sich ebenso wie Gattungsbezeichnungen auf der lexikalischen Ebene als *Wörter* und unterliegen den grammatischen Regeln wie den Regeln der Wortbildung. Namen unterscheiden sich von Appellativen jedoch durch etwas, das Blanár als „speziell onymische Funktion“ (2001, 18) bezeichnet und Šrámek aufgegriffen und zur Grundlage einer Theorie der Namen gemacht hat. Blanár zufolge verbindet sich der Eigenname mit seinem Denotat nicht

„mittels seines allgemeinen (appellativischen) Begriffes, und man kann nicht – wie es allgemein geschieht – eine unmittelbare Verbindung, die ‚direkte‘ Referenzbeziehung des ENs mit dem onymischen Objekt voraussetzen. Der EN [Eigennamen, K.P.] verbindet sich mit seinem Denotat mittels des einzigartigen onymischen Begriffes, der sich bei der onymischen Nomination auf der inhaltlichen Seite des ENs bildet. Damit gelangt die inhaltliche Seite des onymischen Zeichens in ein neues Licht.“ (Šrámek 2007, 19)

Namen können als Bestandteile der Sprache nicht unabhängig von der Sachwortebene entstehen, weil sie aus ihr gebildet werden, unterscheiden sich von den Appellativen jedoch grundlegend in der Funktion ihres Benennungsaktes. Appellative erfassen die außersprachliche Realität auf begrifflicher Ebene. Sie bilden einen Komplex an semantischen Merkmalen, der sich auf der Ebene der Sprache als Sembündel darstellen und distinktiv von einem anderen Sembündel durch mindestens ein unterschiedliches semantisches Merkmal unterscheiden lässt.

„Appellativische Objekte [...] werden mit Gattungsnamen benannt, weil eine solche Benennungsart mit dem (vereinfacht gesagt) begrifflichen Inhalt in einer Systemkorrelation steht. Dadurch ist das für die GN [Gattungsnamen, K.P.] wesentlichste Zeichen gesichert. Nämlich die semantische Abgrenzbarkeit des einen appellativischen Inhalt bildenden Semkomplexes.“ (ebd., 74)

Appellative sind demnach kategorisierbar und werden auf der lexikalischen Ebene in ein System aus hyperonymen, hyponymen, kohyperonymen und antonymen Beziehungen eingeordnet. Was *ein* Appellativum *bedeutet*, lässt sich anhand seiner semantischen Merkmale von der Bedeutung eines *anderen* Appellativums *unterscheiden* und lexikalisieren. Um eine spezielle Eichenart zu bezeichnen, wird ein spezifizierendes Merkmal hinzugefügt, aus der /Eiche/ wird eine /Bergeiche/, unter den /Kastanien/ unterscheidet sich die /Rosskastanie/ von der /Esskastanie/. Weil auf eine außersprachliche Realität verschiedene Sprachgemeinschaften zugreifen, die verschiedene Sprachen mit eigenen Entsprechungen auf lexikalisch-semantischer Ebene benutzen, sind Gattungsnamen zudem von Sprache zu Sprache übersetzbar.

„Weil die Semkomplexe eigentlich außersprachlicher Natur sind, sind sie in einzelnen Sprachen auf ihre eigene Weise benennbar, d.h., sie sind von Sprache zu Sprache übersetzbar, z.B.: dt. *Eiche* = tsch. *dub* = lat. *Quercus*.“ (ebd., 74)

Dabei kann der Semkomplex in den jeweiligen Sprachen unterschiedlich „gebündelt“ sein. Im Deutschen versteht man z.B. unter /Tiere/ alle nichtmenschlichen Lebewesen, wohingegen man im Russischen unter /Tiere/ nur die /Säugetiere/ zählt. Die semantisch-lexikalische Ebene unterscheidet sich dadurch in beiden Sprachen. Während im Deutschen /Tiere/ einen Oberbegriff bildet und die verschiedenen Gattungen dazu in einem untergeordneten Verhältnis stehen, müssen im Russischen /Fische/ den /Tieren/ als gleichwertig angesehen werden. Dass verschiedene semantische Zugehörigkeiten sich nicht nur zwischen den Sprachen, sondern auch innerhalb einer Sprache offenbaren können, zeigt im Deutschen die Unterscheidung von /Wal/ und /Walfisch/. Weil der Wal als im Wasser lebendes Tier lange Zeit als Fisch verstanden wurde, bekam er die Gattungsbezeichnung /Walfisch/. Mit voranschreitender wissenschaftlicher Erkenntnis wurde der Wal schließlich den Säugetieren zugeordnet. Dennoch bleibt es gerade für Kinder problematisch, den Wal semantisch richtig einzuordnen, sie müssen erst lernen, dass der Wal kein Fisch ist, bevor sie ihn als Säugetier verstehen. An diesem Beispiel wird deutlich, dass sich Unterschiede in der semantischen Zugehörigkeit nicht nur synchron zwischen zwei oder mehr Sprachen erfassen lassen, sondern auch diachron für eine Sprache in ihrem historischen Verlauf gelten können.

Gattungsnamen haben darüber hinaus das Potential, sich zu einem Eigennamen zu entwickeln, wenn es den Benennungsbedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft entspricht. Sie werden über den Benennungsakt in das onymische System⁴ integriert. Sie sind, anders gesagt, die Quelle, aus der die Gesellschaft für den jeweiligen Benennungsakt schöpft.

„Alle appellativischen Objekte können onymische Objekte werden. Linguistisch gesehen: jedes Appellativum kann entsprechend den Möglichkeiten der Nationalsprache oder des gegebenen Dialekts als ein Proprium verwendet werden.“ (ebd., 244).

⁴ Siehe Šrámek (2007), für dessen Theorie der Namen das onymische System fundamental ist.

Zum Beispiel kann das Wort *Furt* zur Benennung eines einzigen Ortes werden. „Es wird somit aus dem Bedeutungsfeld des appellativischen Inhaltes ‚Furt‘ ausgeklammert und beginnt eine neue eigentypische Semstruktur aufzubauen: *Furt* ist ‚ein Ort dort und dort, mit Markt und Kirche, wo eine Fernverbindungsstraße über einen Fluss führt(e), wo eine Brücke gebaut worden ist usw.‘“ (ebd., 211)⁵

Umgekehrt kommt es hingegen seltener vor, dass ein Eigenname sich zu einem Gattungsnamen entwickelt. Zwar gibt es /Oropax/, das /Prena-Band/ und /Aspirin/, „aber nicht aus jedem onymischen Objekt wird ein appellativisches. Linguistisch gesehen: nicht jedes Proprium wird appellativiert.“ (ebd.) Dies ist gerade auf den einzigartigen Objektbezug zurückzuführen, der einen Namen mit seinem Gegenstand verbindet, denn Namen referieren tatsächlich immer auf etwas ganz Bestimmtes in der außersprachlichen Realität. Etwas, was mittels Benennung vereinzelt wird, kann nur zu einem Appellativum werden, wenn diese Einzigartigkeit im Objektbezug die Dominante innerhalb der Bedeutung des Appellativums bleibt. Werden Namen appellativiert, bedeutet das auch, dass das, was sie benennen, für die außersprachliche Realität seine Einzigartigkeit bewahrt hat.⁶ Für /Oropax/ gibt es sowohl im Deutschen als auch im Französischen kein Alternativwort. Als /kafkaesk/ werden Texte bezeichnet, die den Texten Franz Kafkas ähnlich sind.

Eigennamen sind zudem nicht übersetzbar. Sie werden individuell *erlernt* und nicht wie Appellative *verstanden*. Mit dem Benennungsakt hebt der Mensch genau ein Objekt aus einer vormals bezeichneten Objektklasse heraus. Eigennamen sind

⁵ Allein in diesem Moment des Benennungsaktes sind semantische Motivation und lexikalischer Inhalt „durchsichtig“, wenn z.B. ein an einer Furt gelegenes Dorf den Namen /Furt/ erhält. Jedoch wird beides mit Verankerung des Namens in der Gesellschaft zunehmend sekundär, bis hin zu dem Phänomen, dass für den Gebrauch des Namens in der Kommunikation dessen Etymologie keine Rolle spielt. Eine nur auf ‚Herkunft‘ ausgerichtete Namentheorie gelangt hier an ihre Grenzen.

⁶ Vgl. Lötscher (1995, 455): z.B. durch metonymische Verschiebung, wenn das ganze Objekt nach der Person benannt wird, die es hergestellt hat (Schiller lesen), wenn die Einzigartigkeit des benannten Objekts einen metaphorischen Vergleich nahelegt (Afghanistan droht zu einem zweiten Vietnam zu werden) oder aber die Eigennamen berühmter Physiker als Bezeichnung der Maßeinheiten dienen (Watt, Ampère).

„Objekte, die aus gesellschaftlichen, kulturellen oder ökonomischen Gründen in der Kommunikation als Einzelobjekte auftreten und deshalb als solche auch benannt und mittels spezieller Benennungen identifizierbar und lokalisierbar sein müssen.“ (ebd., 75)

Das heißt, ein Eigenname *kann* gar nicht über seinen begrifflichen Inhalt im Gegensatz zu anderen begrifflichen Inhalten verstanden werden, weil seine Identifikationsleistung von Anfang an nur auf ein einziges Objekt ausgerichtet ist. Er ist nicht unterscheidbar, weil es keine gemeinsame Objektreferenz gibt. Seine Funktion ist es nicht, etwas zu klassifizieren, sondern etwas als Einzelobjekt aus einer Klasse herauszuheben, es zu identifizieren und in der Kommunikation zu etablieren. „In der Objektgruppe ‚polnische Städte‘ bedeutet der Name *Kraków* nur ‚Krakau‘, die Merkmale der Zuordnung des Objektes ‚*Kraków*‘ zur Gruppe ‚polnische Städte‘ unterliegt innerhalb dieser Gruppe einer Neutralisierung. Die Bezeichnung ‚polnische Stadt‘ kann deswegen nicht primär als ein Identifizierungsmittel für *Kraków* verwendet werden, weil sie onymisch keine Aussagekraft hat.“ (ebd., 245) Der Familienname /Schuster/ bedeutet nicht mehr die Kennzeichnung des Berufes, sondern wird gebraucht zur Identifikation einer bestimmten Familie, wobei jede Familie /Schuster/ gegenüber anderen Familien /Schuster/ als einmalig verstanden wird, denn der spezifisch *onymische* oder *propriale Inhalt* liegt hier nicht im lexikalisch-semantic Benennungsmotiv, sondern in der Identifikation des Objektes und seiner Funktion in der Kommunikation.

Benennungsakt

Die Bildung eines Namens ist nach Šrámek (2007, 14) von drei verschiedenen Faktoren abhängig:

- Es muss einen gesellschaftskommunikativen Grund geben, etwas aus der außersprachlichen Realität als Einzelobjekt zu benennen.
- Die Bildung der Eigennamen hängt von der jeweiligen Sprache ab, die Eigennamen entstehen als Wörter und gehorchen den Regeln und Entwicklungsprozessen der Sprache.
- Sie müssen auf kommunikativer Ebene im Rahmen einer gesellschaftlichen Norm anerkannt sein und funktionieren.

Alle drei Faktoren wirken auf den Benennungsakt ein und sind damit gestaltbildend für Namen. Der Focus jedoch liegt auf der Notwendigkeit, den Benennungsbedürfnissen einer Sprachgemeinschaft zu entsprechen, von dieser anerkannt und damit in der Kommunikation normativ verwendet zu werden. **„Das Sprachliche ist dem Benennenden und dieses dem propriälen Fungierenden untergeordnet.“** (ebd., 73) Die Einzigartigkeit des Name-Gegenstands-Verhältnisses gründet sich damit nicht allein auf den Moment der Benennung, sondern, davon ausgehend, auf der für die Kommunikation vereinbarten und im zeitlichen Verlauf immer wieder neu zu verhandelnden gesellschaftlichen Übereinkunft, *diesen* Namen zur Identifizierung *dieses* Objektes zu gebrauchen. „Namen entstehen nicht deshalb, weil sie Bestandteile der Sprache sind, sondern deshalb, weil die gesellschaftliche Kommunikation ohne sie kaum möglich wäre.“ (ebd., 197) Weil ihre Bedeutsamkeit aus dem Benennungsbedürfnis einer Gesellschaft für ihre außersprachliche Realität rührt, ist ihr Gebrauch unmittelbarer als bei Appellativen an die wandelbaren kommunikativen Bedürfnisse einer Gesellschaft geknüpft. Das /I-Pad/ wird solange ein Synonym für alle /Tablet-PC's/ sein, solange der Konzern *Apple* seine Marktführung in diesem Bereich beibehält. „Sie sind Abbild des im Bereich des Sozialen, Kulturellen und Ökonomischen erreichten Entwicklungsstandes der Gesellschaft (der Sprachgemeinschaft).“ (ebd., 14) Ändern sich die kommunikativen Bedürfnisse einer Gesellschaft, kann sich dies bis auf die Bedeutung und sogar die sprachliche Erscheinung der Eigennamen auswirken, indem diese, um sie einer veränderten kommunikativen Norm anzupassen, in ihrer Bedeutung und sogar in ihrer Wortgestalt aktualisiert werden. Obwohl die Namen in ihrer Bedeutung so eindeutig von der Referenzbeziehung bzw. Identifikationsfunktion zu ihrem Objekt geprägt sind wie keine anderen Wörter, können sie ihre Bedeutung und Wortgestalt womöglich schneller ändern als jedes andere Wort innerhalb des Sprachsystems. Sie bilden damit lexikalisch eine „zweite Ebene“, sind einer der Hauptstränge einer jeden Sprache und damit ein eigenständiges, kein randständiges Gebiet der Linguistik.

Toponyme im System der Namen

Da Namen für nahezu alle Bereiche der außersprachlichen Realität gebraucht werden, existiert ähnlich einer begrifflichen Klassifikation der Appellative ein System von Namenklassen und Namenarten. Namen sind in Abgrenzung von den Appellativen in sich systemhaft, sie werden intern in einzelne Namenklassen eingeteilt, die sich terminologisch in drei große Grundbereiche aufgliedern:

- den geonymischen
- den bionymischen
- den chrematonymischen.⁷

Der geonymische Bereich umfasst dabei alle Klassen von Geonymen, das sind Namen für Objekte, die sich auf, über oder unter der Erde befinden. Der bionymische Bereich umfasst alle lebenden Objekte bzw. Subjekte, der chrematonymische Bereich bezieht sich auf vom Menschen hergestellte Objekte, Erscheinungen und Einrichtungen. Gemäß dieser funktionellen Differenzierung der Namen nach Objekten bilden sich drei Gruppen von Namenarten

- geographische Namen (Toponyme),
- Personennamen (Anthroponyme)
- Warennamen (Chrematonyme)⁸

Während Warennamen bereits auf die kulturelle außersprachliche Realität referieren, werden durch Personennamen Subjekte erst sozial identifizierbar. Geographische Namen dienen hingegen dazu, Orte der äußeren Lebenswelt, ob bewohnt oder unbewohnt, zu lokalisieren und zu kartographieren, um sie als begrenzte Räume innerhalb des unbegrenzten Raumes voneinander abzugrenzen. „Um sich diesen Raum zu eigen zumachen, sich in ihm zu orientieren und diese Orientierung auch anderen mitteilen zu können, um die einzelnen geographi-

⁷ Šrámek (2007, 26). Walther (2004, 17) richtet sich auch nach der grundsätzlichen Ordnung, unterteilt aber in Personennamen, Personengruppennamen, geographische Großobjektnamen, geographische Kleinobjektnamen, Ereignisnamen, Institutionsnamen, Produktnamen und Produzentennamen und sonstige Namen.

⁸ Vgl. die funktionale Differenzierung der Eigennamen nach Walther (2004, 17ff.)

schen Gegebenheiten voneinander unterscheiden zu können, müssen sie benannt werden.“ (Fleischer/Helbig/Lerchner 2001, 684)

Innerhalb der geographischen Namen sind es die Toponyme, mit denen alle Benennungen topographischer Objekte unterhalb der Raumnamen, zu Wasser und zu Land, zusammengefasst werden. (ebd.) Als Toponyme im engeren Sinn und im Unterschied zu den Flurnamen, die Gewässer, Wege, Heiden u. a. bezeichnen, gelten Ortsnamen. Städte, Siedlungen, Dörfer, ob bewohnt oder Wüstungen, sind von dem Moment ihrer Benennung an lokalisierbar. Durch ihren Namen werden sie von ausdehnungslosen Flächen zu genau verorteten Punkten, die in einer räumlichen und hierarchischen Beziehung zueinander stehen, entweder weit voneinander entfernt oder benachbart sind, und sich als /Dorf/, /Siedlung/, /Kleinstadt/, /Großstadt/, /Hauptstadt/ oder /Metropole/ in der Wahrnehmung voneinander unterscheiden. Ortsnamen sind sprachliche Zeugnisse der Raumerschließung durch den bzw. durch die Menschen, denn die Lokalisierbarkeit von Städten als Punkte in der Topographie der Welt bedingt, dass über ihre jeweilige Benennung auch die Ausdehnungen der verschiedenen Sprachgemeinschaften und damit einhergehend die Ausdehnung der politischen Territorialstaaten offensichtlich wird. In der jeweiligen Nationalsprache werden Namen für geographische Objekte innerhalb des politischen Staats von Amts wegen normativ. Daraus kann sich ein Gegensatz ergeben, denn die wenigsten Staaten der Welt sind gewachsene Nationalstaaten, bei denen Areal und Sprache sich kongruent zueinander verhalten. Staaten sind politische Gebilde, die im Laufe ihrer Entwicklung oft territorialen Veränderungen unterworfen waren, von verschiedenen Sprachgemeinschaften besiedelt wurden und von ihnen weiterhin bewohnt werden. Dies hat Auswirkungen auf die Namenlandschaft innerhalb eines Staatsgebietes. Anhand der Toponymie eines Staates lässt sich zwar dessen Siedlungsgeschichte verfolgen, diese deckt sich jedoch oft nicht mit seiner aktuellen politischen Geographie. Gleicht sich dabei das toponymische Material innerhalb eines bestimmten Areals hinsichtlich seiner sprachlichen Mittel, spricht man von einem toponymischen Zentrum. „Gehen wir von der Erfahrung aus, dass man gewöhnlich für das Typische der Toponymie einer Sprache den Grad der Produktivität und Frequenz der ältesten toponymischen Typen hält, [...] dann kann man ihr geographisches Areal als gewisse Basis bezeichnen, aus dem oder um das sich die toponymische Entwicklung des entsprechenden sprachli-

chen (nationalen, regionalen) Ganzen historisch abspielte.“ (Šrámek 2007, 134) Interessant ist, dass diese Toponymie häufig in eine Kernlandschaft und deren Randzonen zerfällt, denn die älteste Schicht einer gegebenen homogenen Toponymie entspricht häufig einem wesentlich kleineren Gebiet als das Gebiet der uns heute bekannten und geläufigen Toponymie der Nationalstaaten. Älteste Kernlandschaft und jüngere Ränder können im Laufe der Zeit mit- und untereinander verschmelzen, so dass es zu einem in Europa wesentlichen Phänomen der Überlagerung verschiedener toponymischer Schichten aus verschiedenen Zeiten kommt. „Das Ergebnis ist dann nicht eine geographische Nachbarschaft, sondern eine Überlagerung.“ (ebd., 139)

„Das ‚Ältere‘ und das ‚Neue‘ liegen arealmäßig entweder nebeneinander, oft aber gegeneinander und übereinander. Wo es sich um eine Ausdehnung des ursprünglichen Siedlungsraumes handelt, kommt meistens eine Nebeneinanderreihung in Frage; alte Namensschichten können dann auf den Ausgangsraum der Siedlungsbewegung hinweisen. Die Namensschicht kann ortsfest bleiben, der Sprachraum kann sich verschieben. [...] Fast immer ist dies der Fall, wenn Besiedlungsprozesse im Rahmen eines Sprachgebietes von einem anderssprachigen Ethnium durchgeführt werden. Das ganze Mitteleuropa ist von diesen zwei- oder dreisprachigen Namensschichten in einem Maße gekennzeichnet, dass es ein Abbild der Intensität und der Art der neuen Besiedlungswelle ist.“ (ebd., 223)

Das heißt, eine toponymische Kernlandschaft ist zwar eine historisch entstandene Erscheinung, ihre Namen sind aber kein Beweis für die Rechtmäßigkeit eines staatlichen Anspruchs auf dieses Gebiet. Kein heutiger Staat kann seine geographische Ausdehnung mit den innerhalb wie außerhalb seiner Grenzen vorherrschenden Namen begründen. Vielmehr deckt sich die Sprachgemeinschaft häufig nicht mit den Grenzen eines Staates, in dem ihre Sprache offizielle Amtssprache ist, leben innerhalb eines Nationalstaates verschiedene Sprachgemeinschaften in Mehrheits- und Minderheitsverhältnissen. „Ein multinationaler Staat hat eine einzige Sprache als Amtssprache, übernimmt die geographischen Namen der jeweils örtlich vorherrschenden Sprache und fixiert sie im orthographischen System der Ausgangssprache.“ (Breu 1996, 446) Bilden auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland z.B. die Sorben eine sprachliche Minderheit, sind es, um nur einige Beispiele in Europa zu nennen, in Österreich die Slowenen, in Rumänien die Ungarn wie in Ungarn die Rumänen. Die Namenformen,

die aufgrund von Mehrsprachigkeit innerhalb des Areals dabei auf ein und dasselbe Objekt referieren, sind vielfältig. Ihren Ursprung haben sie entweder in den verschiedenen Besiedlungswellen der verschiedenen Sprachgemeinschaften oder aber in territorialen Neuordnungen als politisches Ergebnis von Kriegen und Friedensschlüssen. Gerade in Grenzgebieten führten Besiedlungswechsel häufig zum Wechsel der Namen für den besiedelten Raum, dieser mehrfach erschlossene Raum wird als Kontaktgebiet erst durch die Namen sichtbar.

Innerhalb eines sprachlichen Kontaktgebietes benennt jede Sprachgemeinschaft die geographischen Objekte in ihrer Sprache um bzw. neu oder übersetzt sie bzw. passt sie der eigenen Sprache an. Dadurch kommt es zu variierender Benennung bei gleichbleibendem Objektbezug, denn die Referenz auf *ein* Objekt bleibt auch zwischen den Sprachen erhalten. Weil ein Raum noch dazu von verschiedenen Sprachgemeinschaften *in Folge* besiedelt und sprachlich erschlossen wurde, wirken Umbenennungsaktionen ebenso auf bereits vorhandene Formen ein, so dass sich anhand der Namen gleichfalls die Besiedlungsgeschichte des Gebietes durch nacheinander auftretende verschiedene Sprachgemeinschaften rekonstruieren lässt. Die dabei entstehenden Mischnamenbildungen, Namenübertragungen, Namenpaare oder Doppelformen sind entweder noch lautlich oder semantisch gebunden und etymologisch miteinander verwandt, oder aber verfügen als „freie Namenpaare“ über keinen semantischen und etymologischen Zusammenhang mehr. „Der Ortsname ist ein Produkt des Menschen. Er wird durch den Menschen gegeben und überliefert. Daraus folgt, daß der Mensch den Namen in dessen Verhältnis zum Namenträger ändern kann. Der Mensch kann auch den Ausdruck oder Inhalt des Namens ändern.“ (Benson 1986, 98) Das Variierende zerstört dabei „das propriale Funktionale sowie das propriale Systemhafte nicht, sondern es beteiligt sich an der Prägung und an der Anpassung der EN an die konkreten Sprachbedingungen und Kommunikationsverhältnisse. Über das Variierende werden Erscheinungen sprachlicher sowie nichtsprachlicher Natur vermittelt, die für den Namengebrauch bestimmend sind oder die sich aus ihm ergeben. Das Variierende drückt in diesem Sinne die Tendenz zum Namenwechsel, zum Namenparallelismus (= zur sog. Mehrnamigkeit), zum Wechsel oder zur Veränderung bzw. zu einer anderen semantischen Bestimmung des proprialen Benennungsmotivs aus.“ (Šrámek 2007, 163) Die Möglichkeiten sind vielfältig und aufgrund ihrer Heterogenität und eines unein-

heitlichen Vokabulars der Forschung schwierig zu klassifizieren. Back spricht z.B. im Falle einer „sprachbedingten Formverschiedenheit von verschiedensprachigen äquivalenten Eigennamen“ von „interlingualer Allonymie“:

„Zwei Eigennamen sind demnach interlinguale Allonyme, wenn sie äquivalent sind und wenn die Verschiedenheit ihrer Laut- (und/oder Schreib) Form sich als Begleiterscheinung einfügt in die allgemeine Verschiedenheit von zwei räumlich oder zeitlich oder sozial unterscheidbaren Sprachen bzw. Sprachvarietäten.“ (Back 2002, 4f.)

Ortsnamen im deutsch-polnischen Kontaktgebiet

Aufgrund seiner wechselhaften Besiedlungsgeschichte und häufigen territorialen Neuordnung ist das deutsch-polnische Kontaktgebiet ein vielfach überschriebener onymischer Raum, für den gilt, was Šrámek über das Verhältnis zwischen Raum und Areal sagt:

„Das Gebiet einer Nationalsprache ist ein Raum, auf dem die Areale ihrer Eigennamen realisiert werden. Anders verhält es sich mit der Frage des Namenerbes, der Migration und Substitution der Namen. Die Grenzen der Sprachgebiets der Nationalsprache müssen hingegen nicht in unterschiedlichem Maße und in unterschiedlicher Form mit den Grenzen der proprialen Areale übereinstimmen.“ (Šrámek 2007, 299)

Im deutsch-polnischen Kontaktgebiet traten zwei Sprachgemeinschaften über einen langen Zeitraum miteinander in Kontakt, deren Sprachen synchron nicht miteinander verwandt sind.⁹ Wo zwei Sprachen über einen langen Zeitraum hinweg eng nebeneinander existieren, entstehen Mischformen. Mischnamen sind hier das Ergebnis einer Interaktion zwischen beiden Sprachen, die vom Neolithikum bis heute verfolgt bleibt. Diese historische Entwicklung zeigt sich in der unterschiedlichen Etymologie des Namengutes, das in beiden Staaten von der jeweiligen amtlichen Nationalsprache abweicht. Ortsnamen, die im Deutschen auf -ow, -in, -tزش, -tz enden wie Krakow, Karow, Lubmin, Malchin, Eutin, Leutزش, Miltitz, verraten das slawische Erbe.

⁹ Auf diachroner Ebene auf der Basis des Indogermanischen sind sie zwar urverwandt, synchron auf der Ebene der Einzelsprachen der Gegenwart sind sie es jedoch nicht.